











(Nachdruck verboten.)

## Irrwege.

40) Original-Roman von H. Erlin.

„Es kann nicht anders werden!“ Dann fragte sie hastig, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben: „Wie kamst Du hierher, Edgar? Was wolltest Du hier?“

„Was ich hier wollte? Wie ich hierher kam? Ich weiß es selber kaum und es muß Gottes Fügung gewesen sein, die mich geleitet hat. Also höre. Ich kam heute gegen Abend von der Jagd zurück, als mich plötzlich das Verlangen überkam, durch Sch. den Weg zu nehmen. Gedacht, gethan. Wie ich nun so durch die Straßen schlenderte und meine Gedanken sich mit Dir beschäftigten, Käthechen, sah ich Dich auf einmal aus einer Villa treten und den Weg zum nahen Walde einschlagen.“

„Ich konnte mir nicht erklären, was Du am Abend allein in der Einsamkeit des Gehölzes wolltest und so ging ich Dir denn durch Dein seltsames, scheues Wesen beunruhigt und von einer unerklärlichen inneren Angst getrieben, bis hierher nach. Dann sah ich Dich in den Kahn steigen, aber was Du beabsichtigtest, war mir immer noch nicht klar. Da ich jedoch Deine Neigung zur Romantik kannte, meinte ich, Du seiest eine Stunde weit gelaufen, um in der Klamm beim Mondschein eine Kahnfahrt zu unternehmen, bis ich sah, wie Du die Ruder aus den Händen gleitest und unbeforgt dem Wasserfall zutriebs. Jetzt wußte ich mit Grausen, was Du wolltest! Dir nachspringen, zu Deinem Kahne schwimmen, hätte nichts geholfen, ich wäre beim Sprunge an den Steinen und dem Geröll gerscheit, oder die Schlingpflanzen des Wassers hätten mich umstrickt. Dich anrufen, wäre nutzlos und Zeitverschwendung gewesen, da Du Dich allein, der starken Strömung wegen, unmöglich retten konntest. So eilte ich denn im rasenden Laufe am hohen Ufer bis zur Brücke entlang, Dich immer im Auge behaltend, dann kletterte ich den Felsen wieder hinunter — Du hörtest mich nicht, da das Rauschen der sich überstürzenden Fluthen jedes Geräusch verschlang. Belebend vor Angst und Aufregung löste ich nun eine Gondel am Ufer und fuhr Dir in rasender Eile entgegen. Das Andere weißt Du, Käthe. Nun aber muß Alles anders werden, solche Gedanken dürfen Dir nie wiedertommen. Sieh, dort winkt das Ufer!“ Er schwieg erschöpft und heftete seine Augen auf Käthe, gleichsam, als erwarte er ihre Antwort.

Sie aber hatte sich in das Dunkel hinausgewandt, während er mit kräftigen Ruderschlägen dem Ufer zustrebte. Endlich jagte sie mit ihrer leisen, weichen Stimme traumverloren, halb zu ihm, halb zu sich selbst:

„Du weißt ja nicht Alles, Edgar! Mein Mann, ach es ist so schrecklich! Sie schüttelte sich in dem Gedanken an ihres Mannes Bekennniß.“

Edgar von Salten hatte eine peinliche Empfindung. Um ihren Mann sollte sie den Tod gesucht haben. Während er nach einer Weile das Boot, das am Ufer gelandet war, anfertete, fragte er ungläubig, als hätte er sie vorhin nicht recht verstanden: „Dein Mann, Käthe? Winolf Jaffe sagtest Du — Was heißt das? Komm!“ Er bot ihr den Arm zum Aussteigen. Sie lehnte sich fest darauf. „Ja, um meinen Mann war ich so verzweifelt — Nein, eigentlich nicht direkt um ihn — ich weiß selbst nicht. Nun, ich erzähle Dir's nachher!“ Als sie jetzt die Gondel verlassen hatte, blickte sie noch einmal lange und schauernd auf die dunkle Wasserbahn zurück, dann schritt sie eilig an der Seite Edgars denselben Weg zurück, den sie gekommen war.

„Sage mir nun endlich, was Dich quält, Käthe! Habe ich nicht ein heiliges Anrecht auf Dein Vertrauen?“

Noch eine Weile zögerte sie, dann fing sie an sich anzuspüren. Erst kamen ihr nur verworren und undeutlich die Sätze von den Lippen, dann redete sie klarer. Fingerrißen von ihrem Jammer und der Sehnsucht, einmal ihr ganzes Herz vertrauensvoll ausschütten zu können, beichtete sie Alles, was sie bedrückte,

ihre Gedanken, ihre häuslichen Verhältnisse und ihren eigenen Seelenzustand.

Während sie sprach, schnell, abgerissen, halb trozig, halb bittend, durchrieselte ein wonniges Glücksgefühl seinen Körper und er zog ihren Arm leidenschaftlicher an sich. Er durfte es ja, er hatte sie vom Tode errettet, also war sie sein, sein! Von jeher war sie es gewesen, warum waren sie beide so thöricht gewesen, dagegen anzukämpfen?

„Das Alles, was Du mir da sagst, armes Kind, ist schlimm, aber lange noch kein Grund zum Sterben. Dein Mann ist leichtsinnig gewesen; gut, überlasse ihn der Strafe. Nun aber höre meinen Vorschlag — nein, vorher sage mir, Käthechen, ob Du mich noch trotz Allem, was geschehen ist, so liebst, wie einst. Sprich die Wahrheit, Käthe!“

Seine Stimme, die leise bebte, klang beinahe feierlich. Sie sah überrascht zu ihm auf, schwieg eine Weile verwirrt und stammelte dann endlich, daß es wie ein unterdrücktes Seufzen klang: „Du weißt es ja — und ich log niemals!“

„Und ich glaube Dir!“

Das klang wieder ganz so herzbezwingend und zärtlich, wie damals, wo er ihr gesagt hatte, daß er sie liebte!

„So will ich Dir denn jagen, was ich mir für uns ausgedacht habe. Laß uns glücklich werden, laß uns zusammen weit von hier weg nach einem anderen Lande gehen, nach Amerika, wenn Du willst, und frei vor aller Welt bekennen, daß wir zusammen gehören. Ich habe gegen mich selbst angekämpft, Käthe, Gott im Himmel weiß es und nun er hat mir den rechten Weg gezeigt. Ich kann nicht anders, ich muß Dich lieben. Komm, fliehe mit mir; sei mein, Käthe; armes, armes Weib.“

Käthe hatte ihre Schritte gehemmt. Traurig schüttelte sie mit dem Kopfe und mit verlagender Stimme antwortete sie:

„Zu spät, Edgar, zu spät. Du müßtest mich verachten, würde ich Dir jetzt folgen. Die Liebe zu Dir riß mich dorthin —“ sie deutete rückwärts nach dem Wasser — „Quäle mich nicht.“

Er verstand sie, er stöhnte auf; doch er beherrschte sich und sah ihre Hand an seine Lippen pressend, verstummte er.

Unheimlich schweigend war es ringsum; Frieden ruhte über der schlafenden Natur und vom Himmel leuchteten die ewigen Sterne.

Wald lichtetete sich der Wald und aus der Ferne hörte man Hundegebell; die Stadt konnte nicht mehr fern sein.

Käthe ging schneller voran, als sie aber die Häuser von Sch. durch die Bäume schimmern sah, athmete sie tief und schmerzlich auf.

„Wir müssen uns trennen, Edgar. Lebe wohl.“

Er ergriff ihre Hand und behielt sie in der seinen. „Sehe ich Dich wieder, Käthe?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie dumpf. . . geh' jetzt!“

„Weil Du's willst. . .“, er ließ ihre Hand fahren. . . .

„so lebe wohl und denke zuweilen an mich!“

Gewalttham kehrte er sich ab und schritt wieder in den Wald zurück.

Käthe hatte ihre Wohnung in wenigen Minuten erreicht. Zum Glück war sie in den Straßen von Niemand bemerkt worden. Mit glühenden Wangen und ängstlich pochendem Herzen schlich sie endlich die Treppen zu ihrem Logis empor.

Wenn ihr Mann bereits die Briefe gefunden hätte! Was sollte sie sagen, wie sich erklären?

Jetzt stand sie vor der Thür. Leise öffnete sie dieselbe. Es war dunkel im Zimmer. Sie horchte. Nichts regte sich drinnen. Aufathmend trat sie näher und tappte nach Licht umher. Endlich fand sie, was sie suchte, und als sie die Lampe angezündet hatte, sah sie zu ihrer Freude, daß ihr Mann noch gar nicht zurückgekehrt war, denn da lagen noch unberührt die Briefe.

Ein bitteres Gefühl beischlich ihr Herz und prägte sich auf ihrem Antlitze aus.

Ihres Mannes wegen konnte sie sterben. . . verderben. . . Was kümmerte das ihn? Und solchem Manne hatte sie ihr

Bestes, ihr Heiligstes geopfert, ihm hatte sie bis heute angehört! Heiße Scham trieb ihr das Blut nach dem Kopfe:

Sie trat an den Tisch, nahm die Briefe und brannte sie an einer brennenden Kerze an. Erst als sie ganz verkohlt zu Asche geworden waren, fühlte sie sich frei und ruhiger.

Indessen schritt Edgar von Salten tief in Gedanken verloren seinem ziemlich entfernt gelegenen Wohnort zu. Nochmals zogen die Ereignisse des schweren Tages an seinem Geiste vorüber.

„Unglückliches, armes Weib,“ murmelte er bewegt. . . Dann dachte er an Jaffé, an Alles was ihm Rätke von ihrem Manne erzählt hatte. Dennoch mußte er schweigen. . . um Rätkes Willen. . . ja, mehr noch; er beschloß, Jaffé aus seiner traurigen pekuniären Lage zu retten.

Am nächsten Tage erhob sich Winolf Jaffé erst kurz vor Mittag von seinem Lager. Sein Kopf schmerzte ihn, sein Gesicht sah fahl und welk aus und seine Augen lagen tief in den Höhlen, wie die eines Schwindsüchtigen. Es war gestern aber auch ein toller Abend, eine tolle Nacht gewesen!

Mit wirklich guten Vorzügen war der Maler am Nachmittag auf die Promenade gegangen, um seine Frau dort zu erwarten. Als er aber eine volle halbe Stunde vergebens auf sie gewartet hatte, war seine Stimmung unbehaglich geworden. In dieser Situation hatte er plötzlich Ellen Wabner, ein Arme eines fremden Herrn, lachend und plaudernd daherkommen sehen. Da hatte er, außer sich vor Aerger, scheinbar aber ganz ruhig, sich den Weiden zugefellt. Dann war man zusammen ins Hotel gegangen, um zu soupieren und Sekt zu trinken. Als Ellen bemerkt hatte, daß der Maler nicht bei Kaffe war, hatte sie ihn so lange mit süßelnden, spöttischen Reden gereizt, bis er, ihr zum Trotz, der Tollste unter den Tollern gewesen war. Was sonst noch geschehen war, wußte Winolf nicht einmal mehr genau, er wollte es auch nicht wissen. Nur nicht denken müssen, war sein einziger Wunsch. Er fühlte sich zerrüttelt an Leib und an Seele.

Seine Frau behandelte ihn mit sanfter Schonung. Das that ihm wohl, wenn er es auch desto quälender empfand, daß er niemals wieder gut machen könne, was er verschuldet hatte. Gegen Ellen aber fühlte er seit gestern einen Widerwillen, der an

Haß grenzte. Alles mußte anders werden, das war klar. Er wußte nur nicht, wie es geschehen sollte.

Gerade saß der Maler im Wohnzimmer beim Thee und blätterte gelangweilt einige Zeitungen durch, als der Postbote an die Thür pochte und ein verriegeltes Schreiben, mit einer Winolf völlig fremden Aufschrift überreichte. Halb erstaunt, halb bestürzt öffnete er den Brief und las ihn. Dabei vergrößerten sich seine Augen seltsam, seine Züge spannten sich vor Erregung, ein freudiges Leuchten flog wie Sonnenschein über sie hin, dann ging ein Zucken durch seine Gestalt, ein ätzerndes Aufschludzen rang sich aus seiner Brust und aufstöhnend stützte er den Kopf auf die Tischkante.

Als nach einigen Augenblicken Rätke, die im Nebenzimmer beschäftigt gewesen war, zurückkehrte, war sie erstaunt, ihren Mann in dieser Gemüthsverfassung zu finden. Sein ganzes Wesen athmete Niedergeschlagenheit, Gleichgültigkeit.

„Nun, Winolf, so verbrochlich, was ist Dir?“ redete ihn Rätke freundlich an.

Er mußte sich offenbar erst besinnen, denn er zögerte mit der Antwort. Dann reichte er seiner Frau schnell entschlossen den erhaltenen Brief. „Da lies“, sagte er bebend. „Nun ist die Möglichkeit, uns zu retten, da, wenn ich auch noch nicht begreifen kann, wie es eigentlich kam.“

Sastig überflog Rätke die wenigen Zeilen, die von Edgar von Salten kamen und Folgendes enthielten.

Werther Herr!

Da ich vor einigen Tagen durch Zufall gehört habe, daß Sie ein größeres Kapital auf Ihre Villa in Berlin aufzunehmen wünschen, und ich gerade in der Lage bin, einen Theil meines Vermögens flüssig zu haben, würde ich nicht abgeneigt sein, Ihnen denselben auf Ihr Grundstück zu leihen. Ich kenne die Villa ja aus persönlicher Anschauung und hoffe, mein Geld sicher darauf anzulegen. Nebenbei bemerkt: es würde mir ein Vergnügen sein, wenn ich Ihnen so aus einer pekuniären Unannehmlichkeit helfen könnte. Ihre gefällige Antwort erwartend

Mit ergebenstem Gruße

Eduardo de Leganos,

Schloß Rittberg.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Einzug in die neue Wohnung.

Eine Wohnungsplauderei.

Der Einzug in eine neue Wohnung gehört zu den schwierigsten Problemen der modernen Miethologie. Wenn von diesen Einzügen weniger Wesen gemacht wird, als beispielsweise vor dem Einzug der Juden in das gelobte Land oder dem Einzug der Deutschen in Paris, so rührt das davon her, daß ihn meist die Männer auf die Schultern ihrer Gattinnen heissen und die Frauen jeglicher Neklame und Selbstverherrlichung abhold sind. Unsere Herrlichkeiten sind gewöhnlich bei solchen Revolutionen vorübergehend abwesend und kommen erst zurück, wenn alles wieder in schönster Ordnung ist.

Beim Mietzen einer Wohnung geht es in der Regel zuletzt sehr übereilt zu. Man ist von dem ewigen Suchen, Treppensteigen und Erkundigungen so müde und abgehegt wie nach einer vierstündigen Debatte, und wie man dort in solchen Momenten jeden nur halbwegs geeigneten Antrag annimmt, um nur einmal fertig zu werden, greift man hier verzweifelt zu jeder Wohnung, die nach Lage und Preishöheannähernd unsern Wünschen entspricht. Man geht einmal mit dem Wirth oder Pförtner durch die Räume, entschuldigt sich bei den Leuten, die man aus ihrer Ruhe gestört hat — und hat die Wohnung auf dem Halbe. Wenn man jetzt noch einmal hingehen wollte, Wände ausmeißen oder mit einer Leiter durch die Stube selzen, um die Höhe der Decken, die Lage der Fenster, der Wasser- und Gasröhren aufzeichnen: man würde von dem darin Wohnenden sehr übel angesehen werden. Man wird sie erst wiedersehen an dem großen Tage des Einzugs, wie der Orientale seine Frau, die ihm erst nach der Hochzeit unverkleidert gezeigt wird, zu einer Zeit, wo ein Zurück nicht mehr angeht. Man wird sich in sein Schicksal ergeben mit freudigem oder verzweifelttem Gesicht und man wird seinen Kopf anstrengen müssen, wie man zu den Wänden und Ecken Stellung nimmt, eine Aufgabe, welche oft weit mehr Scharfsinn erfordert als der Lehrsatz von den Quadraten der Katheten und Hypotenusen, welche bei uns schließlich jeder Quartaner mit mäßigen Geisteskräften vollständig zu beweisen vermag.

Nun naht der große Tag, dies irae, dies illa.

Dem Einzug geht ja außer bei jungen Paaren, die sich zum ersten Male einen Herd gründen, ein Auszug voran. Wie in der schönen Geschichte vom „Swinegel und sin Fru“ vertheilen sich die beiden Gatten in die einen Augenblick gleichzeitig innegehabten zwei Wohnungen. Meine Frau besüßet sich in der ungleich schwereren Lage, die neue Wohnung empfangsfähig herzurichten für die Dinge, die da kommen sollen: ich, um mich irgendwie nützlich zu machen, in der alten Wohnung. Ich habe nur zusehen, wie die großen Männer mit ihrer bewundernswürdigen Sicherheit und berufsmäßigen Geichgültigkeit ein Möbelstück nach dem andern, das nota bene weibliche Heintzelmännchen durch mehrtägige Packerei transportfähig gemacht und zusammengestellt hatten, aufnehmen, verladen, verfrachten, und mache ein sentimentales Gesicht dazu. Hinter dem letzten Wagen gehe ich selbst her, trage mein Tintenfaß und den eingeschleierten Canarienvogel und halte den Blick starr auf meine mitverpackten Manuscripte gerichtet. Vielleicht fällt der große offene Korb mit seinen sämmtlichen Heften unangebrachter Theaterstücke un, eines derselben auf das Pflaster und kommt durch ein Spiel des Zufalls einen vorübergehenden Theaterdirector in die Hände der er aufhebt und aufführt. Man soll niemals die Hoffnung verlieren. Es geschieht aber nichts dergleichen und ich komme ohne Unfall an der Empfangsstätte an.

Da steht denn mein Weibchen mit dem Hoffstaate von Scheuerfrau und Dienstmädchen und richtet die ungaslichen Räume her. In Halle hat jede abziehende Partei ihre Wohnung „rein“ zu übergeben. Mir würde das ja genügen: einem Reinen ist alles rein. Mein Weibchen beweist mir aber, daß der Begriff der Reinheit erst da anfängt, wo man es nicht sieht. Also hinter den Spinden, unter dem Teppich muß es so aussehen, daß man ohne Widerstreben davon essen kann. Nun, ich nehme zwar selbst in diesem Falle meine Mahlzeiten lieber vom Teller ein, füge mich aber der besseren Einsicht und freue mich in dem Gefühl vollkommener Reinheit.

Die große Schwierigkeit kommt natürlich erst mit den heranrückenden Möbeln: wir hatten uns von der einmaligen Befichtigung — ordentliche Grundrisse bekommt kein Miether von

seinem zukünftigen Wirth — ein inneres Bild unserer zukünftigen Behausung entworfen: dahin die Sophas mit den beiden mächtigen atmofidischen Lehneffeln, an diesen Pfeiler der Spiegel, an diese Wand die Chaiselongue u. s. w. Wie wir uns die Sache aber bei Licht bejahen, paßte es nicht. Diese Wand ist zu lang und diese zu schmal und diese Stubenede ist nicht recht eckig und hier würde die Thür nicht aufgehen, wenn das Silberspind an die Wand käme, oder zwischen den Buffen und dem kleinen Sopha könnten nur Menschen mit kurzen Beinen Platz finden. Wenn jetzt die Männer mit ihren Kisten kommen, da kann man all diese schweren Stücke nur abladen lassen, wo sich Platz findet, und auch der Flügel — ach, wenn er doch Flügel hätte, um den schwierigen Transport die enge Treppe herauf ein wenig zu erleichtern — steht mitten in der Stube neben einem Küchenschrank, bedeckt mit Conversations-Verixen, und streckt seine drei Elefantentbeine zwischen Matrasen, Papierkörben und Ahnenbildern aus.

Inzwischen ist es dunkel geworden in dem ungemüthlichen Quartier. Die Fenster tragen keine Gardinen und es erhöht die Unbehaglichkeit, daß man noch nicht einmal die Leute kennt, welche aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser oder aus den benachbarten Häusern in unser Grauen gucken werden, wenn wir jetzt Lampen anzünden. Lampen? Welcher Euphemismus! Es ist noch kein Petroleum im Hause und es fackeln nur verzeigte Lichter über das Trümmerfeld hin. Nach einem gemeinsamen Abendbrote von einigen belegten Stullen — das Brot und Salz des Einzugs ist sofort mit Butter und frischem Schinken garnirt — und einem quantitativ unbeschränkten Aufguss sogenannten „Reinemachekaffees“ mit großen Stullen und Vorlesung des Abendblattes durch mich, verabschiedet sich unsere Mitarbeiterin und wir selbst finden in verschiedenen Zimmern und ziemlich nahe dem Fußboden ein Bivak, wo wir alle so gut — vielleicht sogar etwas besser schlafen als in Abrahams Schoß.

Ob wir nun doch nicht so ununterbrochen geschlummert haben oder ob wirklich etwas daran ist, daß Gott es den Seinen im Schlafe giebt, in dem Kopfe hatte sich während der Nacht das Zukunftsbild unserer Wohnung ziemlich scharf herausgeschält. Große Ideen, Lösungen von Räthseln kommen in der That nicht in dem Augenblicke, wo man sie sucht, sondern entweder gar nicht oder blickartig, wenn man sie am wenigsten erwartet, wie ein Art Erleuchtung. Freilich überfieht man in der Freude seines Fundes, in dem Rausche der Inspiration häufig kleine Hindernisse, nie denkt man an die alles Schöne gefährdende Bosheit der Objekte und, wie man es mit seinem eigenen Auge im Halbschlaf so herlich geschaut, nachdem man den Rausch ausgeschlafen, stimmt es in der Regel nicht. Diesmal aber paßte bis auf einige Variationen alles, und nachdem der Tischler an allen Ecken und Enden kleine Ausbesserungen vorgenommen hatte und der Anstreicher, welcher der Schäßbarkeit unserer alten Möbel wieder neuen Glanz verlieh, und der Mann aus dem Glasgeschäpft von seiner Leiter herab, während er die Krone anschraubte und an dem Gasrohr für die „Dichtung“, was doch für einen Schriftsteller die Hauptsache ist, eifrig Sorge trug, und der Mann mit den Cokes und den Briquets und dem Zündholz, sämmtlich in ihrer Weise und von ihrem Standpunkt ihre Weisheit und, was mir eigentlich noch werthvoller war, ihre Kräfte zum Rücken und Schieben bereitwillig zur Verfügung gestellt hatten, da endlich war an diesem zweiten Schöpfungstage ein Zustand geschaffen, von dem es im 1. Buch Mose erst am dritten heißt: Und Gott sah, daß es gut war.

Die Genannten waren übrigens nicht die einzigen Menschen, welche an diesem kritischen Tage in der neuen Wohnung durcheinander wimmelten. Es fehlte bei ihrer Aufzählung noch der Pförtner, der uns die Schlüssel für Keller, Boden und Hintertüren zu übergeben kam und jeden Weg natürlich doppelt machte, weil er in der üblichen Weise keine Merkzeichen an diese befestigt hatte und nun nach Guckbänken an seinen Vorrath so lange herumirrieth und versuchte, bis der Betreffende gefunden war. Dann kamen die Männer mit den gereinigten Teppichen. Sie rollten ihre großen Walzen auf unserm Boden hin und her, und mit dem Scharlachroth und Blau ihrer orientalischen Farbenpracht und mit ihrem phantastischen Mustern und Arabesken brachten sie einen Schimmer von Behaglichkeit und Wohlthätigkeit in unser bis dahin kühles Heim, wie ich es in den prächtigsten fliesenbedeckten Wohnungen Italiens vergebens gesucht habe. Und dann kam noch der kleine Uhrmacher, welcher Leitern herauf und herabkletterte und in unserm Uhrwald Ordnung brachte. Zur Zeit unserer Hochzeit nämlich schenkte gewisse Verwandte immer Uhren: eine Großmutter hatte sich wegen der Regelmäßigkeit dieser Geschenke schon jung die Ehrenstellung einer Uhr-Groß-

mutter errungen. Aus Pietät hielten wir bis heutigen Tages sämmtliche dieser schwarzen runden Thurmuhren im Gange. Jetzt schlug Onkel Moritz Halb, jetzt Tante Karoline Dreiviertel u. s. w.

Außer diesen Mitarbeitern erscheint aber bereits eine Anzahl nächster Freunde. Es gewährt den meisten Menschen einen größeren Reiz, eine Sache im Entstehen als wie aus dem Nichts entstanden fertig zu sehen. Das Chaos hat etwas Verführerisches. Hier auf der einzig freien Ecke eines in die Mitte des Zimmers geschobenen, mit hundert Büchern verschiedensten Formats und Inhalts bedeckten Sofas Platz zu nehmen, in fortdauernder Furcht, daß die etwas schief stehende Diana in einem unbewachten Augenblicke ihnen in die Arme stürzen wird — das macht ihnen Spaß.

Eigentlich ist uns jeder dieser lieben Besuche eine Störung, wie dem Maler der Atelier-Besuch; aber wenn sich die Herrschaften nicht davon zurückhalten lassen, daß man keine Minute für sie frei machen kann, wenn sie ein Vergnügen darin finden, mitzurathen und mitzutheilen, wenn sie sich nichts daraus machen, an einer frisch gestrichenen Thür anzukleben oder über ein Häuflein lose hingelagerter Decken zu stolpern: des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Als der Tag zur Rüste geht, schlafen wir bereits in richtigen an ihrer Stelle stehenden Betten. Uebrigens durchaus nicht besser, denn jetzt riecht es ringsum nach Terpentinöl, und wenn mir auch der Anstreicher versichert hat, daß es das beste französische sei, so konnte er mir doch dadurch die Kopfschmerzen nicht wegstreiten.

Am dritten Tage sah es bereits höchst eindrucksvoll in unsern Räumen aus. Das Licht war geschieden von der Finsterniß, die Holzmöbel standen wie die Grenadiere und selbst die Garnituren, die uns undenkliches Kopfzerbrechen gemacht hatten, waren nach dem heutigen Brauche, wonach man verschiedene Formen und Muster in dem nämlichen Raume aufstellen darf, glücklich in keinen Dosen untergebracht. Nach dem utile kam heute das dulce: die Gardinen, die Vorhänge, die Anordnung der Bilder.

Dies allein ist ein Spiel der Dreizehn. Man besitzt soviel Stoff und dieser muß in einem gegebenen Raum untergebracht werden.

Wir gehen also nach der Größe: unser Herr Tapezirer stetzt auf der Leiter an der Wand hin und macht Versuche: diese Riviera Landschaft hierhin und dies Bild mit dem gleichen Goldrahmen und der gleichen Größe gegenüber. Leider entpuppt sich das Gegenstück als eine alte Tante. Das geht nicht.

Wir nehmen in die dunkelgrüne Stube sämmtliche bunten Bilder mit Goldrahmen und lassen alle weitem Rückrichten beiseite. Leider kommt da eine Madonna über ein Bild zu hängen, das einen sehr lustigen Maskenball vorstellt, und an dem schönsten Plaze in der ganzen Sammlung ist ein Bildniß einer stadtbekanntesten Persönlichkeit, dessen Unähnlichkeit so in die Augen fallend ist, daß daß man nur annehmen kann, der betreffende, wollte seine Freunde damit überrassen, man sollte ihn nicht darauf erkennen. Die Photographien kommen in ein anderes Zimmer. Das ist nun wieder eine reine Galerie von Gleichgestirnten. Die Sonnenmalerei verstand in den Jahren ihrer Kindheit nämlich noch nicht die Kunst, dauernde Bilder herzustellen: die Bildnisse der Menschen waren längst verblaßt, als ihr Original noch in frogender Gesundheit unter uns herumlief. Der Familienfuss erfordert aber, alle diese einstigen Aufnahmen entferntester Onkel und Tanten wie die Römer in ihrem Tablinum an den schönsten Wänden zu verteilen. Das sind keine Erb-lasser, sondern Erb-blaffer.

Während unser Tapezirer hängt, stehen wir als Hänge-Commission von fern und bilden die Furr. Das ist wirklich das Schillerische „Wechselnde Verhängniß.“ Wir haben zwanzigmal „Kämmerchen vermietet“, ehe alles klappte und wir uns ganz befriedigt fühlten. Daß mehrere Gegenstände nach einer Seite sahen und daß Beethoven der Fürstin Potocka gegenüber kam, nahmen wir gern in den Kauf.

Und ähnlich erging es mit allen übrigen Schmuckstücken. Bis alle Deckchen richtig gelegt und alle Makaristräube ihre Stelle erhalten haben, bis alle chinesischen Fächer aus den entsprechenden Ecken hervorleuchteten und alle Terracotten sich symmetrisch arrangirt haben, das kostet fast einen weitem Tag. Uebrigens muß man nicht vergessen, daß die Sachen, solange ihr Standpunkt unbestimmt ist, niemals befriedigen; so wie es sich um eine vollzogene Thatfache handelt, findet man plötzlich an der neuen Ordnung Gefallen und ist sehr entzückt von den Aenderungen. Und das macht alles unser Tapezirer, den ich mir

Er  
und  
bote  
iner  
halb  
cten  
ng,  
ann  
zen  
kopf  
mer  
ann  
esen  
ihn  
mit  
ffen  
ist  
be-  
ogar  
daß  
fa-  
inen  
nicht  
zu  
ung  
nbei  
nen  
unte.  
zum  
ie in  
eilen  
inne-  
der  
her-  
mich  
habe  
ngs-  
ein  
ngel-  
und  
und  
agen  
eiers-  
ver-  
ffene  
Stüde  
Spiele  
ände  
nung  
imme  
von  
nich  
ung  
einen  
egriff  
inter  
man  
selbst  
füge  
esühl  
eran-  
Be-  
von

garnicht anders vorstellen kann, als mit dem Hämmerchen in der Rechten und einigen Nägeln oder Stiften in der Linken. Früher haben wir uns diese Ausputzung der Räume selber besorgt, aber mit der Zeit sind wir doch dahinter gekommen, daß, wer es nicht wirklich erlernt hat, nicht einen Nagel richtig einschlagen kann. Bald geht er rechts, bald links; wenn er aber geradezu in die Mauer dringt, dann kann man sicher sein, er stößt auf einen Stein und krümmt sich an der Spitze, und wenn er wirklich einmal, nachdem wir uns die Finger zerklopft und so und so oft von der Staffell gerutscht sind, drin sitzt, dann bricht er sicher mit angehängtem Bilde herunter. In einer Wohnung hatte ich beim Ausziehen einige Wände neu tapeziren müssen: dieselben sahen aus wie die Nagelfluh-Wand am Lauterbacher Thal, soviel Löcher hatte ich glücklich hineingeschlagen.

Das aller schwierigste aber sind die Sculpturen und das alte Gerümpel: es ist gar nicht zu glauben, was sich innerhalb weniger Jahre zusammenfindet, wenn man nicht den Grundriß besitzt, den Flammen zu übergeben, was man nicht für den Augenblick verwendet. Das ist nun nicht Jedem gegeben: ich vermag kein Thier zu tödten und keine Briefe zu verbrennen, und meiner Frau wird ein solches Beginnen auch nicht leichter. So schieben wir uns denn von Tag zu Tag die immer wachsenden Berge von Papier zu und jeder hofft, der andere werde ihn eines Tages mit der Mittheilung überraschen, daß er die Stärke beisehen habe, reinen Tisch zu machen. Die Briefe wandern in Shannons und die Shannons klettern auf die Regale, und schließlich umdrängt uns ein Wust, wie Faust in seiner Studirstube. Und die Visitenkarten mit der Kenommirschale, und die Circulare, nur die, welche ein besonderes Interesse zu wecken verstanden und die Notizen und Ausschnitte! Dabei will ich nicht die Manuscripte vergessen, die ungedruckten und gedruckten, die bereits einen Papierwald bilden, und die Entwürfe, auf die man niemals im Leben zurückkommt, und die Erinnerung von Reisen und Bildern und Ausschnitte, und die Familiengedichte und Toaste und sonstige Erinnerungen an bemerkenswerthe Augenblicke. Erst wenn man hier Ordnung zu machen beginnt, sieht man, wie reichhaltig und zusammengeleget unser Leben ist und was für ein gescheiter Mensch Diogenes war, der seine sämtliche Garderobe, Bibliothek nebst Schlafzimmer und guter Stube auf den Umfang einer Tonne zu beschränken wußte. Und wir? Wir hängen an jedem Schnitzel beschriebenen Papiers und glauben, alte Briefe nicht entbehren zu können und wollen sie uns aufheben, um sie gelegentlich zu studiren, und kommen sicher niemals in diese Lage, und die Erinnerungen werden vielleicht erst in dem Augenblicke wieder wach, wo wir diese Schriftzüge sehen, nachdem wir Jahrzehnte vielleicht nicht derer gedacht haben, welche sie einmal auf das Papier geworfen. So wandern sie, in Kisten verpackt, schließlich auf die Bodenklammern, welche mit jenen oblivi Mehllichkeit hatten, nach denen italienische Tyrannen ihnen unbequeme Personen brachten, um sie dort in voller Vergessenheit verschmachten zu lassen.

Was aber noch mehr Kopfzerbrechen macht als die Ueberfülle des Gedruckten und Geschriebenen, das sind die großen und kleinen Kumpelkammern, die sich aus jedem alten Kasten, Schubfach, Korbchen, aus jeder zerknitterten Deckelschachtel im Laufe der Jahre gebildet haben. Da gibt es ein Lösungswort: in einer guten Wirthschaft darf nichts umkommen. Das ist ein unglückseliges Wort. Infolge dieser Sitte, die in den sogenannten alten Zeiten ja einmal angebracht gewesen sein mag, wird nichts, was man im Augenblicke ausscheidet, wegwerfen, sondern man thut es, wie der Ausdruck sagt, „wohin“ oder „leg es aus der Hand“. Nun sieht aber fest, das man fast niemals in seinem Leben in die Lage kommt, daß aus der Hand Gelegte hervorzuziehen und zu verwenden, und da bedarf es eben erst eines solchen Erdbebens, wie ein Umzug ist, um Alles zur Auferstehung zu bringen, was als membra disjecta in tausend Schächtelchen aufbewahrt und gut verraunt ist. Das giebt dann immer ein rührendes Wiedersehen mit diesen Sammlungen der verschiedenartigsten Dinge. Da liegt beispielsweise in einer Draht-Gelbschwinge vor mir ein flächchen Fischleim, ein kleiner Gummiball, ein Stückchen Bergkrystall, ich weiß nicht mehr von wo, ein Stück angebrochenes Siegelack, ein kleines flächchen aus Albat, ein Hühneraugenring, ein Bleistift, ein Cigarrenspitzen-Messweider, ein Schubhändchen, ein Radir-Gummi, einige schlecht gepöppelte Bleistifte, ein Stückchen Schnur, ein flächchen blaue Copirtinte, einige Postanweilungsabschnitte, ein Zollstab, ein schottisches Lineal, zwei Büchsen Streichhölzer, ein Pinzel, einige Verloques, ein goldenes Blechbüchchen Cachou,

ein Schächtelchen Stahlfedern und eine alte Photographie. Meine Frau hat mir diesen nicht mehr unterzubringenden Gegenstand übergeben, damit ich ihn leer mache. Nachdem ich eine halbe Stunde mit mir zu Rathe gegangen bin, bringe ich ihn zurück: ich vermag mich von keinem dieser kostbaren Stücke zu trennen. Ein Haushalt ist wie ein lebendes Wesen. Fortwährend erneuert er sich, und das Verbrauchte und Unnöthige wird in jedem Augenblicke ausgeschieden. Diese rührselige Aufheberei hindert den natürlichen Stoffwechsel. Sätte man nicht soviel altes, man würde schon längst mit frei froh fröhlichem Muth manches neue Stück angeschafft haben. Das weiß ich alles recht gut, und doch —

Manche Menschen können sich von ihren Kleibern nicht trennen. Diese Anhänglichkeit ist allerdings mehr ein Zug der Männer, bei Frauen wird sie im allgemeinen öfter vom Herrn Gemahl gewünscht. Es gibt aber in der That Herren, die eine gewisse Scheu haben, einen neuen Rock, einen neuen Hut zu tragen, und ich kenne einen, dem seine Frau nicht anders einen andern Ueberzieher aufzuzwingen vermag, als wenn sie ihm den neuen ganz genau im Schnitt und in der Farbe des alten bestellte. Da sich nun, sobald dieser Wechsel vor sich gegangen, ein armer Teufel einzustellen pflegt, der die abgelagte Hülle geschenkt bekommt, wurde ihm neulich, als er in der Abendstunde erschien, irrtümlich der sehr ähnliche, aber funkelnagene Ueberzieher übergeben. Der Abnehmer hat sich seitdem nicht mehr blicken lassen.

„Freude hat mir Gott gegeben!“ der Guß ist gelungen. Alles, das kleinste wie das Größte steht in Harmonie. Selbst das älteste Gerümpel wirkt an seiner Stelle: es ist ein kleines Paradies, und ich kann nicht begreifen, wie wir es jemals in einer andern Wohnung haben aushalten können.

Besuche bewundern, wie meine Frau dies Kunstwerk innerhalb weniger Zeit, in einer Woche, habe fertig bringen können. Andern erscheint es vielleicht doch recht altmodisch, überlebt und unfünstlerisch. Wir aber sind so entzückt, daß wir in der Abendstunde alle Lichter anzünden und selbänder auf den dicken Teppichen durch die weit aufgesperrten Thüren dahinwandern, um den ganzen Eindruck auf unsere Sinne wirken zu lassen. Freilich ist uniere Wanderung nach zehn Schritten immer zu Ende, aber bei der Rückkehr sieht man die Sache wieder aus anderen Standpunkten und da geht die Freude von vorne an. Wenn nun die Uhren manchmal dazwischen zu brummen beginnen — sie schlagen einstweilen nach vollständiger Willkür — und wenn ich die schwarze venetianische Lampe mit den rothen und grünen Gläsern und der magischen Wirkung entzünde, dann ist es schon: Benedig und Taufend und eine Nacht in einer Person.

Und Eine Ueberraschung war uns noch vorbehalten: wir besitzen einen Canarienvogel, einen angeblich guten Sänger, der aber einem Trappistenkloster anzugehören scheint. Er zeigt nämlich eine Schwärze-Beharrlichkeit, die ich in seinem Stande noch nicht gefunden habe. Dieser Vogel hat schon die verschiedensten Räume bewohnt, er kennt unsere alten und ältesten Wohnungen, er hat unsern Sommeraufenthalt mitgemacht und besand sich einmal ein Jahr in Pension: in allen diesen Stellungen hat er gut — gefressen, in einem Käfig umhergeflattert, geschlafen; die Fähhung ist sogar so weit gelungen, daß er gereizt, nach meinem Finger pickte, aber gelungen hat er nie.

Heute zum ersten Mal unseres Gedenkens gab er einen Ton von sich. Wir haben uns nicht getäuscht, wir riefen das Dienstmädchen als Zeugin: es war ein deutlich vernehmliches: Piep! Ob es sein Urtheil ansprechen sollte oder ein Ausdruck seines Wohlbehagens war, wagen wir nicht zu entscheiden.

Vielleicht wollte er damit jagen: Piep, die Wohnung ist nun in Ordnung, die Salons sind geöffnet!

## Vom Büchertisch.

— Zum 100. Geburtstag (15. October 1895) König Friedrich Wilhelm IV. erschien soeben in Verlage von Bernhard Franke in Leipzig ein Büchlein von Rudolf Stardt, „Friedrich Wilhelm IV. von Preußen“ mit dem Bildniß des Königs. Dies Charakter- und Lebensbild ist mit volstem Verständniß und wärmster Sympathie für das innerste Wesen dieses viel verkannten, von seinem Bruder und Nachfolger König Wilhelm I. allezeit nicht bloß hochverehrten, sondern in seiner Bedeutung für die Geschichte Preußens auch durchaus gewürdigten Monarchen gezeichnet.